

DAS UNSTERBLICHKEITSPROBLEM BEI SCHILLER.

VON DR. KARL WOLFF.

Für die Erkenntnis von Schillers Geistesart ist es ungemein wichtig, zu wissen, wie er als Philosoph und Künstler in den verschiedenen Epochen seines Schaffens über die Unsterblichkeit gedacht hat.¹ Dennoch ist die Frage in keinem der größeren Werke erschöpfend behandelt² und nur ein einziges Mal zum Thema einer — gänzlich unzulänglichen — Sonderdarstellung gemacht worden.³ Im folgenden wollen einige leitende Gesichtspunkte gegeben werden. Ich unterscheide dabei vier Perioden des Schillerschen Schaffens⁴: 1. die Jugendphilosophie (bis etwa 1784), 2. eine zeitlich nicht genau fixierbare skeptische Epoche (etwa 1784—1786), 3. das Jahrfünft von 1786 bis 1791 (mit welchem Jahre das systematische Kantstudium beginnt), 4. die Zeit von 1791—1805.

I.

Auf den jungen Schiller wirken zwei entgegengesetzte Gruppen von Einflüssen, die eine auf Förderung, die andere auf Zerstörung des Unsterblichkeitsglaubens gerichtet. Zur

¹ Auf die Wichtigkeit einer monographischen Behandlung dieser Frage wies schon KUÑO FISCHER hin (Schiller als Philosoph, S. 165).

² Die Werke von WELTRICH und MINOR, von denen insbesondere der letztere Ausgezeichnetes über das Thema sagt, brechen leider mit dem Jahre 1782 bzw. 1786 ab.

³ BORKOWSKI, Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung, Königsberg 1898. — Eine oberflächliche Kompilation mit der aufdringlichen Tendenz, zu erweisen, daß Schiller nach mancherlei Irrungen als frommer, jenseitsgläubiger Christ gestorben sei. In diesem Sinne werden z. B. die Worte ausgelegt, mit denen er kurz vor seinem Tode auf die Frage nach seinem Befinden geantwortet haben soll: „Immer besser, immer heiterer“ (!!).

⁴ Diese Einteilung erfolgt mit ausdrücklicher Beziehung auf das vorliegende Thema, nicht etwa zur Gliederung der Gedankenentwicklung Schillers überhaupt.

ersten Gruppe gehören: die pietistisch fromme Atmosphäre des Elternhauses, die Schriften der schottischen Moralisten und deutschen Popularphilosophen, vor allem der Unterricht Abels. In der zweiten Gruppe sind am wichtigsten Schillers medizinische Studien; dazu kommen die Lektüre der kraftgenialen Literatur und eine durch persönliche Erlebnisse und Temperamentsanlage erzeugte pessimistische Grundstimmung.

Schiller hat die pessimistischen und materialistischen Gedankengänge, welche zur Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit führen, ihrer ganzen Breite und Tiefe nach durchgedacht. Ich verweise nur auf die Reflexionen Franz Moors¹ und Wollmars.² Aber die widerstreitenden Gedankenmassen liegen (wie überhaupt in Schillers Jugendphilosophie) einstweilen ungeordnet nebeneinander. Unverkennbar ist jedoch, daß die Erwägungen, welche die Fortdauer nach dem Tode *bejahen*, von stärkerer subjektiver Gewißheit getragen sind. Man darf, das Gewicht der einzelnen Zeugnisse sorgfältig vergleichend, sagen: *Schiller glaubt in dieser Periode an die persönliche Unsterblichkeit.*

Er kennt und verwertet das ganze Beweismaterial der zeitgenössischen Philosophie. Die metaphysische Deduktion aus der Natur der Seele übernimmt er ungeprüft, als selbstverständliche Voraussetzung.³ Dem beliebten Argument von der göttlichen Bestimmung des Menschen zur unendlichen Glückseligkeit oder Vervollkommnung gibt er eine Form voll tief persönlicher Eigenart.⁴ Er findet die Unsterblichkeit verbürgt durch den Lebenskreislauf der außermenschlichen Natur.⁵ Mit wahrer Inbrunst aber umfaßt er den Vergeltungsgedanken. Charakteristisch ist, daß er weniger wegen des Leidens der Guten, als wegen des ungestraften Glückes der Schurken einen jenseitigen Ausgleich fordert.⁶

¹ Vgl. insbesondere „Räuber“ IV, 2 und V, 1.

² Im „Spaziergang unter den Linden“, veröffentlicht 1782 im württembergischen Repertorium.

³ Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen XI, 43, Z. 26f. (Die Zitate beziehen sich, wo nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist, auf die Säkularausgabe.)

⁴ Vgl. den sogenannten Hamlet-Monolog Karl Moors („Räuber“ IV, 5).

⁵ Theosophie des Julius XI, 118.

⁶ Vgl. das Epigramm „Zuversicht der Unsterblichkeit“ in der Anthologie (II, 51).

Neben den traditionellen Beweisen stehen zwei, die Schillers eigenster Philosophie entwachsen sind. Im Lichte des pantheistischen Grundgedankens der „Theosophie“ erscheint der Tod nur als Formveränderung auf dem Wege der Wiedervereinigung mit Gott; die „Liebe“, von Schiller als kosmische Macht von metaphysischer Bedeutsamkeit erfaßt, beweist die Möglichkeit eines solchen Verwandeln der Individuen.¹ Auch die Kunst liefert einen Beweis der Unsterblichkeit: ihr Streben nach Idealisierung des Typus Mensch deutet auf seine Bestimmung zu höheren Daseinsformen.²

Die konkrete Ausmalung des Zustandes nach dem Tode hat Schiller als Denker frühzeitig abgelehnt, während er als Dichter aus den verschiedenartigsten Vorstellungskreisen seine Bilder holt.³ Gelegentlich aber taucht in wechselnder Nüancierung der Gedanke der Seelenwanderung auf.⁴

II.

Die heterogenen Elemente in Schillers Weltanschauung geraten bei ihrem Kampf um die Vorherrschaft vorübergehend in jenen Gleichgewichtszustand, aus welchem das skeptische Verhalten hervorgeht.⁵

¹ Theosophie des Julius, insbesondere die Freundschafts-Ode und die Stelle XI, 124, Z. 37f. S. auch KUNO FISCHER, Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen, S. 95f.

² Der Antikensaal zu Mannheim XI, 105—106.

³ Vgl. z. B. die Vision Franz Moors, die Gedichte „Elysium“ und „Gruppe aus dem Tartarus“ etc. etc. — Die Ablehnung der Jenseits-Ausmalung am prägnantesten in der Weckerlin-Elegie, Vers 85f., in welcher ich aber nicht (wie Weltrich I, 525) einen Zweifel an der Unsterblichkeit überhaupt finden kann; der Schluß enthält meines Erachtens sogar einen der stärksten Ausdrücke des Glaubens.

⁴ Ich verweise auf folgende Nüancen: 1. die im 18. Jahrhundert sehr verbreitete Vorstellung von einer Wiederkehr der Seele, eventuell verbunden mit einer Versetzung auf andere Weltkörper, über den Zusammenhang etc. XI, 79; 2. die (fast buddhistisch anmutende) eines Geburtenkreislaufes bis zur endlichen Vernichtung, im Monolog Karl Moors, Akt 4, Szene 5; 3. den mit groteskem Humor angedeuteten Gedanken einer (der Metempsychose analogen) Wanderung der körperlichen Stoffteile nach dem Prinzip der vergeltenden Gerechtigkeit, „Spaziergang unter den Linden“ II, 140, Z. 29f.

⁵ Auch MINOR II, 490 nimmt eine skeptische Epoche an. Ihren Umfang und Inhalt zu erläutern, ist hier nicht der Ort. Die wichtigsten Dokumente sind: die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“, ge-

Der Zweifel an der Unsterblichkeit wird dadurch vorbereitet, daß seine festeste Grundlage, der Vergeltungsgedanke, ins Wanken gerät. Schiller erkennt (schon vor seiner Versenkung in Kant), daß der Vergeltungsgedanke die Sittlichkeit entwertet und zu einer Art von verfeinertem Egoismus macht.¹ Aber auch die Richtigkeit dieser egoistischen Berechnung erscheint bedenklich: es ist vielleicht die größte aller Torheiten, für ungewisse Hoffnungen die Gewißheit des Augenblicksgenusses zu opfern.²

Denn es ist wohl möglich, daß die Unsterblichkeit nichts ist als ein von Furcht und Hoffnung erzeugtes Phantom.³ Der Zustand vor der Geburt und nach dem Tode gleicht zwei schwarzen und undurchdringlichen Decken, die noch kein Lebender aufgezogen hat.⁴ Die größere Wahrscheinlichkeit spricht *gegen* das Leben nach dem Tode: warum sollte in einer Welt, wo nichts Bestand hat, gerade der Mensch, diese „Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst“, von Dauer sein?⁵

III.

In der Epoche von 1786—1791 verschwindet die Motivenreihe, welche zur Annahme des Unsterblichkeitsglaubens drängte, aus Schillers Denken. An die Stelle des skeptischen Verhaltens tritt die bestimmte Ablehnung.

Ich gebe das Resultat dieser Entwicklung in Form von drei Thesen mit kurzer Begründung.

1. Die Unsterblichkeit der Seele ist unbeweisbar; alle angeblichen Beweise ruhen auf falschen Voraussetzungen.

Die alle Wesen in ihrem Dienst ausnützende Natur⁶ kennt wisse Teile der Philosophischen Briefe und der erste Teil des philosophischen Gesprächs im „Geisterseher“.

¹ Theosophie XI, 125.

² Dies ist der Kern der vielumstrittenen „Resignation“, den Schiller selbst, im Bann des Gedankenkreises seiner kantischen Epoche, in seiner bekannten „Note“ (I, 337—338) vom Jahre 1793 verkannt hat.

³ Vgl. die Argumente der „Spötter“ in der „Resignation“, Vers 51f.

⁴ „Geisterseher“ II, 320—321.

⁵ „Geisterseher“, Bellermanns Ausgabe (künftighin B. A.); ich zitiere danach solche Lesarten, welche die Säkularausgabe nicht aufgenommen hat.

⁶ Schillers Weltanschauung in dieser Zeit ist (unter dem Einflusse der kantischen Geschichtsphilosophie) „Naturalismus“; theologisierende Wendungen werden möglichst vermieden.

kein Recht auf Glückseligkeit nach dem Erlöschen der Brauchbarkeit.¹ In der Wirklichkeit gibt es kein unerfülltes, mithin einer außerweltlichen Fortsetzung bedürftiges Streben, sondern nur restlose Verwirklichung der naturgewollten Zwecke innerhalb des realen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen.² Es läßt sich zeigen, daß Tugend, innere Vollkommenheit und Glückseligkeit notwendig koexistierend, ja identisch sind: also ist der Gedanke, die moralische Vortrefflichkeit des Menschen falle in diese, seine Glückseligkeit aber in eine andere Welt, so absurd, als ob man sagte, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele.³ Der Beweis aus dem pantheistischen Grundgedanken der Theosophie erledigt sich dadurch, daß diese Weltanschauung selbst durch eine andere verdrängt wird.⁴ An der Bedeutung der Kunst für den Unsterblichkeitsglauben wird festgehalten, aber, wie sich gleich zeigen wird, in völlig verändertem Sinne.⁵

2. Der Unsterblichkeitsglaube ist für reife Menschen praktisch bedeutungslos.

Obwohl die Unsterblichkeit der Seele nicht beweisbar ist, mag es immerhin gewisse Formen der Fortexistenz nach dem Tode geben.⁶ Wir haben aber weder ein Interesse, sie zu kennen, noch ein Recht, sie zu fordern: unsere sinnliche wie unsere moralische Bestimmung wird innerhalb des Diesseits erfüllt. Schiller bekennt sich zu einem optimistischen Positivismus. Die empirische Welt ist völlig in sich geschlossen und vollkommen; es gibt nichts in ihr, das über sie hinausweist und überempirische Ergänzung nötig macht.⁷

3. Der Unsterblichkeitsglaube ist eine für gewisse Entwicklungsstufen notwendige Illusion.

Es erhebt sich der Einwand, der Diesseits-Optimismus widerlege sich selbst: entspricht dem Unsterblichkeitstrieb kein wirk-

¹ „Geisterseher“, B. A., VI, 562.

² Ebenda, 561f. Die Analogie der physischen Natur wird jetzt gegen die Unsterblichkeit verwertet: ebenda, 561.

³ Ebenda, 550—555, 558.

⁴ Vgl. das Urteil der Philosophischen Briefe über die Theosophie, z. B. XI, 117.

⁵ S. These 3 unter b. — ⁶ „Geisterseher“, B. A., VI, 559, 562.

⁷ Ebenda, 561 („Wäre nicht alles so in sich beschlossen, sähe ich nur einen einzigen Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen“).

liches Sein nach dem Tode, so ist er etwas Überflüssiges, Sinnloses in der angeblich vollkommenen Welt. Darauf erwidert Schiller: der Unsterblichkeitstrieb ist ein unübertreffliches Mittel zu rein empirischen Zwecken. Er ist eine notwendige Illusion:

- a. weil die Mehrzahl der Menschen nur mit Hilfe einer solchen „elastischen Kraft“ gegenüber der Wucht des Schicksals, der „herandrückenden Notwendigkeit“, widerstandsfähig bleibt¹;
- b. weil mit der Ausbildung der ästhetischen Anlage ein unüberwindlicher Drang nach Harmonie und Symmetrie sich einstellt, zu dessen Befriedigung der Mensch — angesichts der Disproportionen, die er im wirklichen Leben zu entdecken glaubt — aus „dichterischer Eigenmacht“ ein zweites Leben erfindet.²

In beiden Fällen erscheint der Unsterblichkeitsglaube als Durchgangsstadium, als provisorischer Notbehelf. Der sittlich gereifte Mensch bedarf keines Beistandes gegen das Schicksal, das er, versöhnt mit der Notwendigkeit, freiwillig auf sich nimmt.³ Der geistig gereifte Mensch erhebt sich zur Ahnung der Vollkommenheit des Wirklichen und braucht nicht mehr die „Poesie der Unsterblichkeit“.⁴

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Schiller auf der Höhe seines vorkantischen Denkens den Unsterblichkeitsglauben überwunden hat. Nur in übertragenem Sinne redet er gelegentlich von einem Fortleben des einzelnen über den Tod hinaus. Zwei Tatsachen berechtigen dazu: der untrennbare Zusammenhang des Individuums mit der Gattung⁵ und die Möglichkeit eines dauernden Wirkens durch unvergängliche Werke.⁶

¹ Ebenda, 547.

² Brief an Körner vom 30. März 1789 (Jonas II, 267f.); Die Künstler, Vers 237f., 341f. — ³ Vgl. z. B. Die Künstler, Vers 311f.

⁴ Der Ausdruck findet sich in dem zitierten Brief an Körner.

⁵ Hier knüpfen jene Gedanken an „über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod“, welche Schiller sein „Lieblingsthema“ genannt hat (an Lotte und Karoline, 12. Dez. 1788; Jonas II, 177). Vgl. „Über das Studium der Universalgeschichte“ XIII, 23. In gewissem Sinne liegt hier eine historisch-empirische Umformung seines pantheistischen Jugendgedankens von Wiedervereinigung des einzelnen mit dem großen (kosmischen) Ganzen vor.

⁶ Das nennt Schiller die „wahre Unsterblichkeit“, über das Studium der

IV.

In der kantischen Epoche und dem darauffolgenden Jahrzehnt der dichterischen Produktion wird der Unsterblichkeitsglaube nirgends mehr selbständig erörtert, sondern nur gelegentlich poetisch verwertet¹ oder polemisch gestreift.

Der Einfluß Kants, dessen Lehre vom höchsten Gut ohne unmittelbare Wirkung blieb, zeigt sich zunächst in einer Verschärfung der ablehnenden Haltung Schillers. Die Idee der persönlichen Unsterblichkeit erscheint als ein „Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden.“² Sie taugt höchstens als Erziehungsmittel, um — als Vorstufe echter Moralität — wenigstens Legalität des äußeren Verhaltens zu erzielen.³ Im übrigen ist sie selbst in ästhetischer Hinsicht zu verwerfen, weil sie, als ein „Beruhigungsmittel der Sinnlichkeit“ die Erhabenheit des Todes und damit die Grundlage der tragischen Kunst zerstört.⁴

Am bedeutsamsten aber wirkt Kant in folgendem Punkt. Mit dem optimistischen Positivismus der letzten vorkantischen Zeit war auch das wichtigste Argument gegen die Unsterblichkeit, der Hinweis auf die Vollkommenheit des „Diesseits“, hinweggefallen. Mit ungeheurer Wucht drängte die pessimistische Unterströmung in Schillers Wesen hervor. Wiederum wurde das Bedürfnis nach einem Ausgleich rege. Diesen Ausgleich aber fand Schiller mit Hilfe des kantischen Dualismus.

Nunmehr malte er in den stärksten Farben, mit einer Art wilder Freude die völlige Irrationalität alles empirischen Geschehens.⁵ Denn er triumphierte über das Niederdrückende

Universalgeschichte XIII, 24; andeutungsweise schon: Der Antikensaal zu Mannheim XI, 107.

¹ Man vgl. etwa die Gedichte „Nänie“, „Hoffnung“, „Das Siegesfest“ und „Thekla“. Schon mit Bezug auf das letztgenannte Gedicht, noch weit mehr aber für zahlreiche Stellen der dramatischen Werke muß das Prinzip gelten, daß nur mit der größten Vorsicht und in ganz seltenen Fällen Äußerungen, die Schiller einer seiner Personen in den Mund legt, zur Charakterisierung seiner eigenen Denkweise verwendet werden dürfen (vgl. etwa den Schluß der „Jungfrau von Orleans“ und dergl.).

² Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 24. Brief, XII, 96.

³ Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten XII, 159—160.

⁴ Vom Erhabenen XII, 304—305.

⁵ Über das Erhabene XII, 276 ff.

dieses Bildes, im Gefühl unzerstörbarer Sicherheit und ohne des Ausblicks auf ein künftiges Leben zu bedürfen. Was ihm diese Sicherheit verschaffte und die Unsterblichkeit entbehrlich machte, war der mit der ganzen Energie seiner großen Natur ergriffene Zentralbegriff der Ethik Kants: die Idee der Freiheit und unserer Zugehörigkeit zur intelligiblen Welt.¹

¹ Ebenda, 279f.
